



*frei denken  
frei klettern  
frei sein*

# KURT ALBERT



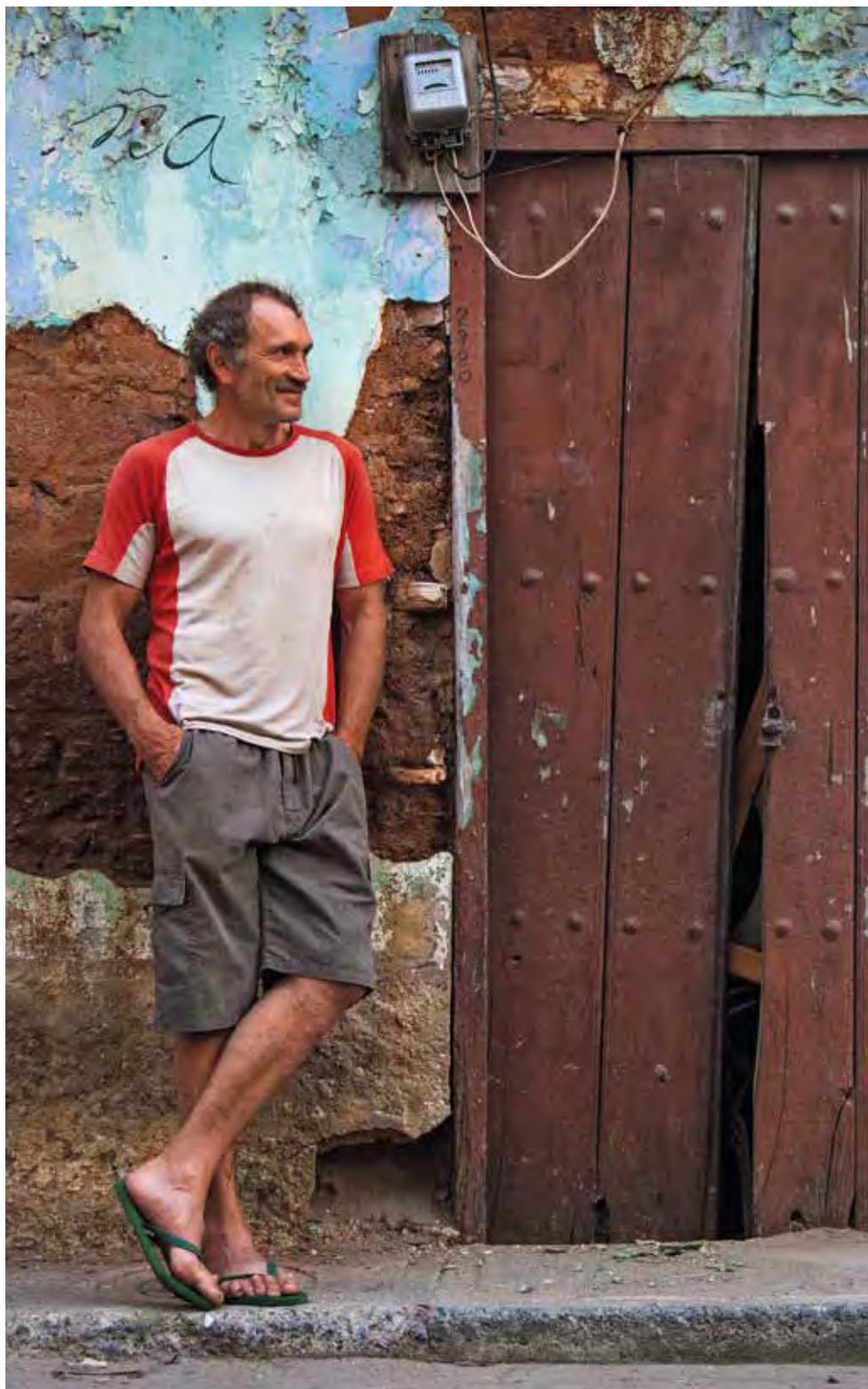
TYROLIA

TOM DAUER

## Inhalt

Vorwort .....	9
<i>Eins</i>	
Das Unvorstellbare .....	13
<i>Zwei</i>	
Ein Gefühl von Freiheit .....	19
<i>Drei</i>	
Rotpunkt .....	51
<i>Vier</i>	
1977 .....	79
<i>Fünf</i>	
Oberschöllnbach .....	99
Kurt Albert – Solo „Fight Gravity“ .....	133
<i>Sechs</i>	
Welterkundungen .....	135
<i>Sieben</i>	
Eine andere Ästhetik .....	173
<i>Acht</i>	
Freundschaft .....	201

<i>Neun</i>	
Neue Wege . . . . .	247
<i>Zehn</i>	
Zurück zu den Wurzeln . . . . .	289
Epilog . . . . .	317
Alpines Profil . . . . .	322
Schwierigkeitsbewertungen im Vergleich . . . . .	327
Bibliografie . . . . .	328
Personenregister . . . . .	330
Bildnachweis . . . . .	334
Dank . . . . .	335



## Vorwort

Kurt Albert plante, ein Buch zu schreiben. Vermutlich wäre sein zweites Werk – nach „Fight Gravity“, in dem er und seine Mitautoren Geschichte und Gegenwart des „Kletterns im Frankenjura“ darstellten – eine Autobiografie geworden. Zumindest legt dies die Gliederung nahe, die sich in seinem Nachlass findet. Unter den Stichpunkten „Kindheit“, „Frankenjura“, „Kletterreisen“, „Expeditionen“, „Männerfreundschaften und Wegbegleiter“ sind jeweils einige Orte und Namen aufgelistet.

Über diese bruchstückhafte Stoffsammlung kam Kurt Albert nicht hinaus. Er lebte nicht lange genug, um seine Geschichte zu erzählen oder erzählen zu lassen. Mit seinem Tod am 28. September 2010 erlosch Kurt Alberts Blick auf Kurt Alberts Leben – und damit ein Blick auf das Leben insgesamt, den zu teilen ebenso bereichernd wie unterhaltsam war.

Das Großartige und einer der Gründe, weshalb es sich über Kurt Albert zu schreiben lohnt, ist eine Idee: dass der Mensch aus eigener Kraft kurze wie lange, leicht zugängliche wie abgelegene, gut gesicherte ebenso wie lebensgefährliche und vor allem auch extrem schwierige Felsrouten emporklettern könne. Kurt Albert war nicht der Erste und nicht der Einzige, der diese Idee hatte. Aber er hat sie auf den Punkt gebracht. Den Rotpunkt.

Das ist Kurt Alberts Vermächtnis und wer jetzt denkt, was soll's, der möge einen Streifzug unternehmen durch die Mittelgebirge, in denen sich an schönen Wochenenden tausende Kletterer in der Vertikalen versuchen. Der möge sich klarmachen, dass weltweit über 40 Millionen Menschen kletternd aktiv sind. Der möge die Zahl der Kletter- und Boulderhallen in den Innenstädten Deutschlands, Europas, der Welt betrachten – sie ist unfassbar groß und wächst ständig. Der möge verfolgen, wo überall auf der Welt, in den Alpen, im Himalaya, im Karakorum, in den Anden, in Alaska, auf den Äußerer Hebriden und auf Borneo, Kletterer ihre Linien in Felswände zeichnen und dabei nicht selten große Gefahren für Leib und Leben in Kauf nehmen.

Kurt Albert hat dazu beigetragen, dass das Klettern, und auch der Bergsport insgesamt, keine Außenseiternische mehr ist. Kletterer zu sein, bedeutet heute nicht mehr, heroisch um den Gipfelsieg zu kämpfen, koste es, was es wolle. Es bedeutet aber auch nicht mehr, wie in den Anfangsjahren der Freikletterbewegung vor 50 Jahren, sich mit einem alternativen Lebensentwurf gegen bürgerliche Konventionen zu stellen. Kletterer zu sein, bedeutet

heute – und das ist weder gut noch schlecht – mit Paradoxien zu leben. Der einst mühsame und gefährliche Prozess, vom Anfänger zum Könnler zu werden, wurde ersetzt durch ein breites Angebot einfach und meist risikolose begehbarer Installationen – von Boulderhallen bis zu alpinen Sportkletterrouten. Image fördernder „Individualismus“ wird in Heerscharen gefeiert. Das mediale Aufmerksamkeitspotenzial des Lebens im Hier und Jetzt wird ständig mitgedacht. Auf der Suche nach Ruhe und Einsamkeit treffen sich alle an denselben Orten. Und wer achtsam und konzentriert auf dem Pfad der Erleuchtung zu sein vorgibt, beschreitet doch meist nur den Kreis um eigene Ego.

Natürlich kann Kurt Albert nichts für diese Entwicklung. Aber er hat sie, auch wenn er das vermutlich nicht so wollte, beeinflusst. Dass das Klettern, das Bergsteigen, diese jahrhundertlang als spleenige Betätigung einiger Sonderlinge angesehene und belächelte Ausdrucksform physischer und psychischer Energie, mit Beginn des 21. Jahrhunderts gesellschaftsfähig wurde, daran war Kurt Albert mit Gedanken und Taten beteiligt. Er selbst war alles andere als ein Selbstdarsteller. Sein Tun zu vermarkten, danach stand ihm nicht der Sinn. Dass sein Einfluss auf seine und spätere Klettergenerationen dennoch enorm ist und anhält, liegt vor allem daran, dass er seine Art zu leben mit größtmöglicher Konsequenz verfolgte. Kurt Albert, das unterscheidet ihn von den meisten seiner Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger, war nicht nur ein Freikletterer – er war ein freier Mensch.

Die spärlichen Zeugnisse, in denen er seinen Blick auf die Welt, seine Abenteuer, seine Reisen beschrieb, habe ich aus Büchern, Zeitschriften, Aufzeichnungen und Filmen zusammengesucht. Einige Passagen in diesem Buch geben Kurt Alberts Erlebnisse, Erfahrungen, Gedanken und Gefühle – gleichwohl er Letztere selten aufschrieb – in seinen Worten wieder. Der Leser, die Leserin wird dies bemerken. Bemerkend wird man auch, dass ich diese Biografie nicht aus Sicht eines unabhängigen Chronisten schreiben konnte. Dazu fühle ich mich, selbst keines Herren Knecht, Kurt Albert zu sehr seelenverwandt. Die Nähe zu meinem Gegenstand, als Alpinist und Kletterer, sehe man mir nach.

Um die Lücken zu füllen, die in meinem Bild von Kurt Albert klafften, habe ich die Menschen aufgesucht, von denen ich glaube, dass sie ihm in einer Lebensphase, oder auch ein Leben lang, wichtig waren. Der größte Teil des Geschriebenen beruht auf ihren Erinnerungen und Erzählungen, auch wenn

Wahrnehmung und Gedächtnis den ein oder anderen Streich gespielt haben könnten. Nicht alles, was mir anvertraut wurde, floss in dieses Buch – Tote wie Lebende sollen ihre Privatsphäre gewahrt wissen. Das Leben eines Menschen zu erzählen, selbst oder gerade wenn man ihn gekannt hat, ist ein schwieriges Unterfangen. Der Schreibende beschreibt die Beschreibungen des Beschriebenen – Irrtümern, Fehldeutungen und Missverständnissen ist Tür und Tor geöffnet. Sollte sich einer meiner Gewährsleute falsch verstanden fühlen, bitte ich, dies zu verzeihen. Ich habe versucht, möglichst sorgfältig und zurückhaltend mit unsicherem Wissen umzugehen.

Unser Gedächtnis ist ein schlechter Zeuge – zumal, wenn Dinge Jahre und Jahrzehnte zurückliegen. Die Erinnerungsbruchstücke, die ich gesammelt habe, sind mal größer, mal kleiner. Mal haben sie scharfe Konturen, mal sind sie ausgefranst. Manche sind farbig und satt, manche schillernd, manche verblichen. Es gibt Bruchstücke ein und desselben Ereignisses, die nicht zueinander passen wollen. Es gibt Bruchstücke, die unisono demselben Ort und derselben Zeit zugeordnet werden. Und es gibt andere, von denen niemand weiß, wohin sie gehören – weil Kurt Alberts Leben sich in seiner Fülle, seiner Vielfalt und seinen Widersprüchen in keinen Rahmen fassen lässt.

Das Ergebnis meiner Reisen und Recherchen ist ein Mosaik, gewiss unvollständig, in Teilen mehrdeutig. Dennoch kann ich den Leser, die Leserin nur ermutigen, sich darin zu verlieren. Denn auch wenn manche Teile trüb geworden sind, das ein oder andere womöglich an falscher Stelle eingefügt wurde und nicht wenige Mosaiksteine bemerkenswert anarchisch durch die Chronologie eines Lebens purzeln, so lohnt es sich doch, dieses Mosaik in all seinen Facetten auf sich wirken zu lassen. Der Versuchung, aus vielen einzelnen Teilen ein gefälliges Ganzes zu formen, habe ich widerstanden. Dennoch, hoffe ich, könnte Kurt Alberts Biografie mehr sein als die Summe ihrer Teile.

Vom US-amerikanischen Physiker Leonard Mlodinow stammt ein Gedankenexperiment, das dem Physiker und Mathematiker Kurt Albert sicher gefallen hätte – nicht zuletzt deshalb, weil Mlodinow Koautor von Stephen Hawking war, dessen Werk „Eine kurze Geschichte der Zeit“ zu Kurt Alberts Lieblingsbüchern zählte. Mlodinow lädt uns dazu ein, uns ein Farbstoffmolekül vorzustellen, das in einem Glas Wasser schwebt. Weil dies naheliegt, denken wir uns das Molekül als einen Rotpunkt. Das Molekül verhält sich grundsätzlich chaotisch, es bewegt sich hin und her und nur so lange in eine

Richtung, bis es durch den Zusammenstoß mit einem anderen Molekül abgelenkt wird. Irgendwann hat es vielleicht einen Standpunkt erreicht, den wir bemerkenswert finden. Wir versuchen also, die Vergangenheit des Moleküls zu rekonstruieren, und stellen fest, welcher Zusammenstoß es in welche Richtung befördert hat.

„Mit anderen Worten: Im Nachhinein können wir genau erklären“, schreibt Mlodinow, „warum sich die Vergangenheit des Farbstoffmoleküls so entwickelt hat, wie sie sich entwickelt hat“. Der Lebenslauf des Rotpunkts – und das Leben Kurt Alberts – hätte aber auch eine schier unendlich große Anzahl anderer Möglichkeiten gehabt, sich zu entfalten. Schließlich enthält das Glas Wasser viele weitere Moleküle, mit denen unser Molekül hätte interagieren können. Seinen Weg vorauszusagen, wäre demnach unmöglich gewesen, während es hingegen einfach erscheint, ihn nachzuvollziehen. Tatsächlich aber besteht das Leben auch aus einer Reihe vieler Zufälle, die wir nicht vorhersagen oder berechnen können. Es ist ein bisschen so, als würde das Schicksal würfeln.

Das Schreiben von Kurt Alberts Biografie ist der Versuch, die entscheidenden Zufälle – Abenteuer, Erlebnisse, Begegnungen – in seinem Leben herauszufiltern. Natürlich ist diese, meine Auswahl wiederum den Gesetzen des Zufalls unterworfen. Meine Hoffnung ist, Kurt Albert hätte sich beim Blick auf sein Lebensmosaik wiedererkannt.

*Tom Dauer, im Frühling 2020*

Drei

---

## Rotpunkt

*My Game did all my Talking.*

Michael „Air“ Jordan,  
„The Last Dance“

**Um 5 Uhr morgens** treten Kurt Albert und Reiner Pickl aus der Tür des Rifugio Attilo Tissi. Die Luft ist klar und kalt und riecht nach Herbst. Vor einem rot-orange-hellblau linierten Himmel zeichnet sich die schwarze Silhouette der Civetta ab. Ihre Nordwestwand ist ein mächtiges Bollwerk, hoch und abweisend, in das kaum Licht eindringt. Ein riesiges Gefüge aus Felspfeilern, Kaminen, Platten und Dächern, in seiner Mitte ein Schneefeld. Es sieht aus, als habe die Wand ein weißes Herz.

Zügig wandern die beiden Kletterer Richtung Einstieg. Die „Philipp-Flamm“ haben sie sich vorgenommen. Eine Route, die unter Alpinisten hoch im Kurs steht. 1000 Klettermeter sind es vom Wandfuß bis zur Punta Tissi. Erstbegangen 1957 – auch wenn Kurt das nicht weiß und es ihm wohl egal wäre – von zwei Brüdern im Geiste: dem österreichischen Mathematiker Walter Philipp, der sich mit Wahrscheinlichkeiten und Zahlentheorie beschäftigt, und seinem Landsmann Dieter Flamm, als Professor für Theoretische Physik an die Universität Wien berufen. Es ist der 6. September 1974.

Einen Sommer zuvor hat Kurt die Schule abgeschlossen, Abiturnote 2,0. Im Leistungskurs Mathematik werden seine Prüfungsaufgaben durchgehend

Mit 17 Mitschülern macht Kurt Albert 1973 am Hardenberg-Gymnasium in Fürth das Abitur.



mit „sehr gut“ bewertet. Anschließend bleibt Kurt nicht viel Zeit, weder für den Frankenjura noch für die Alpen, denn am 2. Juli 1973 wird er zum Grundwehrdienst eingezogen. Dieser ist in der Bundesrepublik Deutschland verpflichtend und dauert 15 Monate. Ein Einschnitt im Leben vieler junger Männer: das erste Mal länger weg von zuhause, man sieht die Freunde nicht mehr so oft und muss sich einer hierarchischen Struktur unterordnen, die man nicht mag und nicht akzeptiert. Stationiert ist Kurt in der 4. Kompanie des Gebirgspionierbataillons 8 in Brannenburg am Inn, in Sichtweite des Wilden Kaisers. Sieben Tage, nachdem er Stube 203 im zweiten Stock der Karfreitkaserne bezogen hat, muss Kurt sich „erste erzieherische Maßnahme (Aufsatz schreiben)“ gefallen lassen. Er hat seinen Spind offen gelassen.

Zumindest erlaubt ihm der Dienst bei der Gebirgstruppe am nördlichen Rand der Alpen regelmäßig Kletterausflüge. Auch ein Wochenende in den Dolomiten ist möglich. Als Reiner und er das steile Schneefeld hinaufsteigen, das zum Einstieg der „Philipp-Flamm“ führt, hören sie über sich das Geräusch abbrechender Felsen. Sekunden später schlagen um sie herum Steine ein. Einer kracht direkt auf Reiners Rucksack. Der Schlag ist so heftig, dass ein Tragriemen abreißt. Kurt hat weniger Glück. Ein Stein trifft ihn an der rechten Schläfe. Aus der Wunde spritzt Blut auf sein helles Leinenhemd.

Gemustert und tauglich befunden: Wehrdienstleistender Albert.

Getroffen und überlebt: Steinschlag an der Civetta.



Mit einem Brummschädel und weichen Knien stolpert Kurt zurück zur Tissi-Hütte, wo man ihm einen behelfsmäßigen Verband anlegt. Anschließend steigen er und Reiner ab nach Alleghe. Gute zwei Stunden dauert das. Erschöpft legt Kurt sich an den Straßenrand, den Kopf auf seinen roten Rucksack gebettet. Reiner versucht, mit hoch gehaltenem Daumen Autos zum Anhalten zu bewegen. Drei Mitfahrgelegenheiten später, am frühen Abend, erreichen die Bergsteiger das Krankenhaus in Cortina d'Ampezzo. Kurt wird sofort untersucht. Diagnose: Schädelbruch.

Zehn Tage bleibt Kurt im Krankenhaus, bevor er am 16. September 1974 entlassen wird. Zum Monatsende verabschiedet sich Unteroffizier Albert aus der Armee. In seinem „Taschenkalender für Soldaten“, den jeder Wehrpflichtige erhält, hat er die vergangenen 270 Tage bis 1 runtergezählt. „Aus ist's“, lautet der letzte Eintrag. Man meint, den Seufzer der Erleichterung zu hören. Kurt hat seiner Pflicht Genüge getan.

#### Mosaikstein #4

Mit Reiner Pickl und Werner Popien klettert Kurt im Sommer 1974 durch die „Via Italia“ (V/A2) in der Südwand des Piz Ciavazes in der Sellagruppe. Am Vorabend haben die fränkischen Kletterer mit den Münchner „Rosaroten Panthern“, eine Gruppe starker Kletterer um Sepp Gschwendtnr, ein ordentliches Trinkgelage gefeiert. Da es stark schneit, steigen gut zehn Leute, immer noch angetrunken, nach- und nebeneinander in die überhängende Technoroute ein. An den Standplätzen hängen alle irgendwie zusammen. In Kurts Rucksack steckt eine Gitarre – der Klangkörper ist gut geschützt, der Hals steht weit über seinen Kopf hinaus. An jedem Standplatz greift er sich das Instrument, erinnert sich Reiner, „und wir anderen haben dazu gegrölt. Die Lieder weiß ich nicht mehr – unser Repertoire war ziemlich groß.“

Bevor Reiner Pickl, gelernter Kunstschlosser, 1980 seine Ausbildung zum staatlich geprüften Berg- und Skiführer abschließt und fortan „in den Westalpen Schnee stapft“, sind er und Kurt oft gemeinsam unterwegs. Die beiden bilden ein schlagkräftiges Duo: Reiner ist ein Energiebündel, immer in Bewegung, stets motiviert, für jedes Abenteuer und jeden Blödsinn zu haben. Kurt ist ruhiger, gelassener, manchmal lethargisch. Jedenfalls nicht derjenige, der den Ton angibt – und dennoch immer dabei, sobald es losgeht. Ein



Ständchen am Stand: Kurt Albert in der „Via Italia“ am Piz Ciavazes.

Bild im Bild: Reiner Pickl hält die Erinnerung an die Gasseldorfer „Stärzelkärwa“ 1975 aufrecht. Kurt Albert mit Gitarre, Reiner Pickl mit Luftgewehr, daneben Wolfgang Jacobsa, Bernd Regenauer und Herbert Nikol (v. l.).



Jahr nach ihrem Civetta-Ausflug fahren Kurt und Reiner in einem orangefarbenen VW Käfer, der Reiners Vater gehört, Richtung Chamonix. Reiner ist 18, hat gerade erst den Führerschein gemacht. Die beiden sind gut eine Stunde unterwegs, Kurt schläft auf dem Beifahrersitz, als es einen heftigen Schlag gibt. Blech auf Blech kreischend, schrammt das Auto in einer langgezogenen Kurve an der Leitplanke entlang. Erschrocken reißt Reiner die Augen auf. Er war ebenfalls eingenickt. Kurz vor Chamonix fährt er den Wagen nochmal in den Graben. „Wir waren aufgekratzt und ich habe Gas gegeben. Leider hatte der VW Käfer keine gute Straßenlage und wir sind eine Böschung runter. Im Auto ist alles durcheinandergeflogen – wir hatten ja für vier Wochen Zeug dabei. Sicherheitsgurte gab es noch nicht und so haben wir auch einiges abbekommen. Das Auto hat aber noch funktioniert. Eine Tür mussten wir zubinden. Und zwei Kotflügel waren so eingedellt, dass wir sie abmontiert haben.“ Reiners Vater will den VW Käfer anschließend nicht mehr haben und überlässt ihn dem Sohn.

Es sind wilde Jahre, in denen Kurt viele alpine Erfahrungen sammelt. Schwierige Kletterwege in den Nördlichen Kalkalpen, große Wände in den Dolomiten, kombinierte Routen in den Westalpen: Kurt und Reiner sind in jedem Gelände unterwegs und begehen einen Klassiker nach dem anderen. Gleichzeitig entwickelt Kurt ein feines Gespür für eine klettersportliche Entwicklung, die sich ab Mitte der 1970er-Jahre an verschiedenen Orten weltweit ebenso wie im Frankenjura vollzieht. Und die Kurt von Anfang an begleiten und wie kaum ein Anderer prägen wird – die Renaissance des Freikletterns.

Von einer „Wiedergeburt“ zu sprechen, ist allerdings nicht ganz richtig. Die Idee, einen Berg, eine Wand, einen Felsturm aus eigenem Vermögen zu erklimmen, im Vertrauen auf Können und Kraft, und dabei auf jegliches Hilfsmittel zu verzichten, das der Fortbewegung diene – diese Idee gibt es, seit Menschen zum Selbstzweck irgendwo hinaufklettern. Freilich, nicht immer wird sie in die Tat umgesetzt. Kletterrouten wurden und werden technisch erstbegangen oder wiederholt; Seil, Haken, Klemmkeile und andere Ausrüstungsfitnessen also nicht nur zur Sicherung, sondern auch zur Fortbewegung eingesetzt. Das hat seine Berechtigung und seinen Reiz. Die vollendete Form der Auseinandersetzung zwischen Mensch und Fels bleibt jedoch das Freiklettern, das „bloß auf eigene Erfahrung, Gewandtheit und Kraft gestützte Umherklettern (...) Wer möchte dies nicht als das Ideal des

Bergsteigens betrachten?“ So fragte Hermann von Barth, der große Nordalpen-Erschließer, schon 1874. Das Freiklettern entspringt einer langen Tradition – es entspricht, wenn man so will, dem antiken Ideal des Sports als fairer Wettkampf, das zeitlos ist und keiner Renaissance bedarf. Weil es stets Menschen gab, die es am Leben hielten. Bergsteiger wie Hermann von Barth, die Alpinisten der Wiener Schule um ihr Sprachrohr Eugen Guido Lammer, der Brite Albert Frederick Mummery, der nur „by fair means“ unterwegs sein wollte, Klettergenius Paul Preuß, der radikalste Vertreter seiner Zunft, sie alle prägten den Klettersport mit ihren Ideen. Ebenso wie eine Riege sächsischer Kletterer, die ab etwa 1900 legendäre Leistungen vollbrachten. Ihr Ruf hallte noch ein halbes Jahrhundert später über den Eisernen Vorhang hinüber nach Franken.

Nachdem Kurt am 8. Juni 1973 sein Abiturzeugnis erhalten hat, bricht er noch am selben Tag mit sechs Freunden Richtung Elbsandsteingebirge auf. Die jungen Männer sind mit dem Zug unterwegs. Acht Stunden dauert die Fahrt durch die Deutsche Demokratische Republik, die DDR: über Chemnitz, das noch Karl-Marx-Stadt heißt, und Dresden bis Königstein, wo die Kletterer aus Westdeutschland am Ufer der Elbe ihre Zelte aufschlagen. Früh am nächsten Morgen sind sie unterwegs nach Bad Schandau. Dort schimmert zwischen Fichten und Buchen das Grau der Sandsteintürme hindurch: die langgestreckte Kette der Schrammsteine, Überreste mächtiger Sandmassen, abgelagert vor 100 Millionen Jahren, zu Stein gepresst, emporgehoben, zerklüftet, gespalten, dann wieder glatt geschliffen vom Wind und vom Wasser. Zusammengebacken zu eigenen Welten, zu Türmen, Pfeilern, Firsten und Kuppen, Schluchten, Kaminen, Rissen, Felsbändern und Überhängen. Die Miniatur eines Hochgebirges: Weshalb man die Felsen hier auch nicht Felsen, sondern Gipfel nennt.

Am Fuß des Meurerturms treffen die westdeutschen Besucher auf eine Gruppe einheimischer Kletterer. Darunter ist Jürgen Bock, Schreinermeister aus Radeberg, der schnell erkennt, dass der jugendliche Draufgänger Kurt Lust auf Abenteuer hat. Er empfiehlt ihm die „Genießerspalte“ am Meurerturm mit den Worten: „Machen wir erstmal eine Vier.“ Das ist ein Understatement, denn sächsische Vierer können extrem fordernd sein. Vor allem wenn es sich um Körperrisse handelt. Statt wie erwartet eine Genusskletterei hinaufzuspazieren, schrubbt Kurt sich einen „Schinderriss“ empor. In

seinen Kalender schreibt er: „Ein mühsames Schieben, Drücken, Stemmen, Verklemmen – echter Stress! Solche Kletterei kostet Schweiß. Wir hatten uns den Gipfel im wahrsten Sinne des Wortes erarbeitet.“

Die Arbeit geht weiter, und nach gut einer Woche resümiert Kurt: „Offene Hände. Lust ist vergangen.“ Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Am letzten Tag der Kurzreise meistert er die „Ostwand“ (sächsisch VIIc) am Bloßstock, die bis heute als anspruchsvolle und kaum abzusichernde Kletterei gilt. Kurt ist begeistert. Vom Elbsandsteingebirge, vom Abenteuerklettern. Obwohl noch jung, blickt er bereits weit über den fränkischen Horizont hinaus. Seine Offenheit für andere Sichtweisen, für ungekannte Perspektiven, gepaart mit unerschöpflicher Neugier und echtem Interesse an Menschen wird im Elbsandstein deutlich. Kurt lernt mit Augen und Ohren. Und registriert schnell, dass die gut hundertjährige Tradition des sächsischen Kletterns sein eigenes Tun bereichern kann.

Schon 1874 stiegen der Steinmetzpolier Otto Ewald Ufer und sein Begleiter Frick über den „Südostweg“ auf den Gipfel des Mönchs. Andere hatten dies bereits zuvor geschafft. Aber Ufer und Frick waren die Ersten, die bewusst „ohne jedes Hilfswerkzeug“ kletterten, wie Ufer in der siebten Ausgabe der Monatsschrift „Ueber Berg und Thal“ betonte. Ohne Leitern also, ohne Stufen in den Sandstein zu schlagen, ohne Wurfanker zu benutzen. Allein auf die Kraft der Finger, Hände, Arme und Beine vertrauend, und auf die Stärke der Nerven. In freier Kletterei, denn das Seil diene – mehr schlecht als recht – ausschließlich zur Sicherung.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts wird der Verzicht auf künstliche Hilfsmittel beim Klettern im Elbsandsteingebirge zur Maxime. Großen Einfluss darauf hat einer der wichtigsten Apologeten des Freikletterns, der Wiener Paul Preuß (1886–1913). Er veröffentlicht 1911 in der „Deutschen Alpenzeitung“ das Pamphlet „Künstliche Hilfsmittel auf Hochtouren“, in dem er jeglichen Verzicht auf Felshaken zur Fortbewegung fordert. Die sechs Grundsätze, mit denen Preuß das Können des Kletterers zum Maßstab seines Handelns macht, setzt der Purist vielerorten selbst in die Tat um – und lenkt damit durch Denken und Handeln das bergsteigerische Unterwegssein seiner Zeitgenossen in den Alpenländern, in Großbritannien und Sachsen.

Dort machen die Dresdner Oscar Schuster (1873–1917) und Rudolf Fehrmann (1886–1947) vor, was Kurt Jahrzehnte später fasziniert. Fehrmann ge-



Seine Besuche im Elbsandsteingebirge öffnen Kurt Albert die Augen für das Potenzial des Möglichen im Freiklettern.



lingt mit seinem Seilpartner Oliver Perry-Smith, einem aus Philadelphia stammenden Abenteurer, eine Reihe von Erstbegehungen, deren Nimbus bis heute ungebrochen ist. 1908 gibt er den „Bergsteiger in der Sächsischen Schweiz, Führer durch die Kletterfelsen des Elbsandsteingebirges“ heraus, die erste Anleitung dieser Art in Mitteleuropa. 1913 ergänzt Fehrmann die zweite Auflage um die Kletterregeln für das Elbsandsteingebirge. Deren wichtigste: der Verzicht auf technische Hilfsmittel, also „die vom Menschen beim Ersteigungsangriff auf den Fels eingeführte Hilfsgröße, zu dem Zwecke benutzt, die Überwindung der Schwerkraft zu ermöglichen oder zu erleichtern“. Die Fehrmann'schen Grundsätze sind bis heute im Elbsandsteingebirge Verhaltenskodex, niedergelegt in den „Sächsischen Kletterregeln“. Zuvor: Sicherungsringe müssen mindestens drei Meter voneinander entfernt sein – in der Praxis sind es meist deutlich mehr. Als Zwischensicherungen dürfen weder Felshaken noch Klemmkeile, sondern ausschließlich Knotenschlingen verwendet werden. Der Gebrauch von Magnesia zum Trocknen der Hände ist tabu.

Nach seinem ersten Besuch 1973 ist Kurt mindestens einmal pro Jahr im Elbsandsteingebirge, meistens um Pfingsten herum. Das klare Ethos der Kletterei fasziniert ihn: „Als oberstes Gebot gilt die sportliche Fairness: dem Berg eine Chance lassen. Nicht was, sondern wie es gemacht wird, ist entscheidend. Da gibt es keine faulen Tricks, im sächsischen Sandstein ist jeder gezwungen, ehrlich vor sich selbst (und vor anderen) zu sein.“ Als Herausforderung für den an löchrigen Kalkstein gewöhnten Frankenjurakletterer erweist sich der weiche Sandstein an den Ufern der Elbe: „Man wird konsequent zu sauberem, exaktem Antreten, zu bedachtem, zügig-gleichmäßigem Steigen und zu Kaltblütigkeit gezwungen, was ein völlig neues Klettererlebnis vermittelt.“

Im Sommer 1974 lernt Kurt den Dresdner Kletterer Jürgen Rotzsche kennen, Spitzname „Zack“. Die beiden freunden sich an, und Zack führt Kurt in die Kunst des Risskletterns ein, getreu dem sächsischen Credo: „Riss bedeutet leben, Handriss länger leben.“ Gemeinsam mit weiteren Freunden, auch Wolfgang „Flipper“ Fietz ist dabei, nistet sich Kurt unter einem Überhang am Hohen Torstein ein und führt „eine Woche lang ein herrliches Gammelleben“. Geklettert wird auch, und so „starten Flipper und ich zum Meurer-turm. Seine ‚Westwand‘ (sächsisch VIIIb) stellt für uns eine echte Herausfor-



Kurt Albert unterweist Jürgen „Zack“ Rotzsche in fränkischer Klemmtechnik.

derung dar.“ Nachdem Kurt den „idealen Handriss“ zum ersten Sicherungsring in 25 Meter Höhe vorgestiegen ist und Flipper nachgesichert hat, „blicken wir empor zum zweiten Ring. Er ist zwar nur zehn Meter entfernt, aber mir kommt das unendlich weit vor. Von unten schien die Wand glatt, eigentlich unbezwingbar. Jetzt, aus der Nähe betrachtet, bieten kleine Felsschuppen den Augen Haltepunkte. Ob sie wohl fest genug sind? Bald kann ich eine

Sicherungsschlinge legen, steige weiter. Es wird immer schwieriger. Meine Kraft lässt spürbar nach, die Unterarme werden lahm. Nur zwei Meter über mir steckt der zweite Ring. Ich hänge ‚auf Lärm‘, ‚kurz vorm Abtropfen‘. Auch die verzweifeltste Anstrengung hilft nichts mehr: Es biegt mir die Finger auf, und schon geht’s dahin. Flipper kann den Zehnmetersturz abfangen. Passiert ist nichts. Bald rüste ich mich zum nächsten Versuch, und der klappt dann auch.“

Vom letzten Stand aus blickt Kurt nach rechts „in die glatte Wand zum ‚Lineal‘. Eine Meisterleistung! Dort sehen die Griffe noch viel kleiner aus.“ Tatsächlich ist das „Lineal“ (sächsisch IXa) im Jahr 1974 eine der Messlatten im sächsischen Klettern. Vier Jahre zuvor hat Bernd Arnold die Linie erstbeganzen: einen offenen Handriss empor, über ein Dach hinauf und an mikroskopisch kleinen Leisten durch eine konkave, schwarze Wand. Zwei Sicherungsringe stecken, verteilt auf 50 Meter Wandhöhe, die Schlüsselstelle wartet sieben Meter über dem zweiten – „schier unbegreiflich“, findet Kurt.

Bernd Arnold, sieben Jahre älter als Kurt, ist in der Landschaft südöstlich von Dresden, zwischen Pirna und der Grenze zur Tschechoslowakei, zuhause. Als zwölfjähriger Knirps beginnt er, sie zu erkunden. Er und seine Freunde sichern ihre Kletterausflüge mit der Wäscheleine der Mutter. Die Entdeckungstouren, gespeist von jugendlicher Neugier, werden ihm im Laufe der Jahre zur sportlichen Herausforderung, später dann zu einer inneren Not-

wendigkeit. Arnold hat mehr als 900 neue „Wege“, wie die Kletterrouten im Elbsandstein heißen, erschlossen. Mit vielen dieser Pioniertaten verschiebt er die Grenze des Machbaren. Wichtiger als Schwierigkeitsgrade aber ist ihm, dass er beim Klettern seinen Seelenfrieden findet. Denn ein Kletterer, sagt Arnold, sich auf Novalis, den Dichter der Frühromantik berufend, „erfährt dann die tiefste Befriedigung, wenn sich der Weg nach oben als ein Weg nach innen erweist“.

Bernd teilt diese Empfindung mit vielen, die sich die Sächsische Schweiz erschlossen. Es war ein Kupferstecher aus St. Gallen, 1766 an die Dresdner Kunstakademie berufen, der der Landschaft ihren Namen gab. Und nicht nur ihm, vielen anderen seither gilt sie als Synonym für das Schöne schlechthin. Eine Ideallandschaft, die der Mensch zwar seit dem sechsten Jahrhundert mit Ackerbau und Holzwirtschaft gestaltet, sich aber nie ganz angeeignet hat. Nicht jedenfalls die aus Mischwäldern hervorspitzenden 1106 Felstürme. So blieben zwischen Feldern und Weiden, zwischen Dörfern und Burgen: Wildnisinseln. Auf die Caspar David Friedrichs „Wanderer über dem Nebelmeer“ seine Sehnsucht richtet, während er von hoher Klippe auf den Falkenstein blickt.

In Hohnstein, am Rande des Elbsandsteingebirges, kommt Bernd Arnold zur Welt. Wie sein Vater und sein Großvater lernt Bernd den Beruf des Buchdruckers. Er ist einer, der Traditionen schätzt. Der sich deshalb dem Fehrman'schen Ideal des Freikletterns verpflichtet sieht. Und der das Elbsandsteingebirge als sein „Schneckenhaus“ betrachtet. Als Heimat, die man immer mit sich trägt, Bürde und Schutzraum zugleich. Dass er sich Orten und Menschen verbunden fühlt, ist auch der Grund für Bernd, nicht wie viele andere Kletterer aus der DDR zu fliehen. Dabei quält ihn die Republik mit dem Wehrdienst in den flachen Waldgebieten der Niederlausitz. Ein Loch bedingungslosen Gehorsams, dem er nur in einem einzigen Heimaturlaub entkommt. Reisen darf Bernd, der so gern die Berge der Welt kennenlernen würde, nicht. Dafür treibt er die Schwierigkeitsgrade des sächsischen Felskletterns ab Mitte der 1960er-Jahre immer weiter nach oben. In europäischen Klettererkreisen wird schon lange von jenen kaum gesicherten Routen gemunkelt, die hinter dem Eisernen Vorhang erstbegangen würden. Und irgendwann bekommen die Sandsteinfelsen dann Besuch: Westdeutsche, Engländer, Franzosen, Amerikaner suchen an Bernds Gipfeln den großen Nervenkitzel. Alle sind erstaunt, wie hoch das Niveau der Freikletterei dort ist.

Auch Kurt und Bernd treffen sich in den 1970er-Jahren ab und zu, haben aber keinen engen Kontakt. Bernd entzieht sich dem Rummel lieber, auch dem um seine Person. Er hat kein Interesse daran, sich dem Ritual des sportlichen Wettkampfes auszusetzen, den auch die scheinbar so gelassene Kletterszene pflegt. Nur ein einziges Mal lässt er sich zu einer Geste hinreißen, mit der er seinen Status als Platzhirsch zementiert: Nachdem Kurt am 15. Juni 1976 die Erstbegehung von „Lot“ (sächsisch IXb) an der Sommerwand gelingt, und damit ein direkter Einstieg zu Bernds „Fledermausweg“, lässt sich der junge Franke feiern. Zu sehr nach Bernds Geschmack. So etwas mag der zurückhaltende Buchdrucker gar nicht. Schon am folgenden Tag sichert er sich die erste Wiederholung der Route.

Im Jahr 1979 schreibt Kurt einen Text mit dem Titel „Erlebnis Elbsandstein aus der Sicht des Franken-Kletterers“, der in der großartigen Monografie „Felsenheimat Elbsandsteingebirge“ des Republikflüchtlings und Kletterpioniers Dietrich Hasse veröffentlicht wird. Darin heißt es: „Die Klettertage, die ich im Elbsandsteingebirge verbracht habe, gehören zu den schönsten, wohl auch physisch und psychisch anspruchsvollsten aller meiner Bergerlebnisse.“ Fast 30 Jahre später ist Kurts Begeisterung immer noch spürbar. In seinem Buch „Fight Gravity – Klettern im Frankenjura“ resümiert er, die frühen Fahrten in die Sächsische Schweiz seien „eine Reise wie bei ‚Alice im Wunderland‘ gewesen: ein Augenöffner für eine neue Dimension. (...) Wir waren begeistert, voller Respekt und tief beeindruckt von der sächsischen Kletterkunst.“

Kurt wäre nicht Kurt, blieben die Eindrücke, die er in jener Zeit sammelt, ohne Wirkung. Was er im Elbsteingebirge erlebt und gesehen hat, lähmt ihn nicht, sondern befeuert seine eigenen Ambitionen. Die Idee, das Erfahrene und Erlebte im Frankenjura umzusetzen, entfaltet Sogwirkung: den Reiz des Möglichen.

In Kurts Heimat hat sich der Klettersport ganz anders entwickelt als im Elbsandsteingebirge. Die Franken hinken in Sachen Freiklettern weit hinterher, obwohl auch ihre Pioniere Freikletterer waren. Die Seilschaft Toni Rockstroh und Georg Vollrath etwa erschließt schon Anfang des 20. Jahrhunderts Routen, die noch heute mit dem VI. Grad bewertet sind. Ab den 1940er-Jahren setzen die Kletterer jedoch vermehrt Felshaken ein, die im Zweifel auch zur Fortbewegung genutzt werden. Dabei spielt vermutlich die Entwicklung des alpinen Kletterns eine große Rolle: Die Felsen des Fran-



Mit der „Ostwand“ (sächsisch VIIIc) am Teufelsturm gelingt Kurt Albert 1978 einer der großen klassischen Wege im Elbsandsteingebirge.

kenjuras werden als Trainingsgelände für große Alpenwände gesehen. So gut wie niemand versteht das Klettern im Mittelgebirge als Selbstzweck – in erster Linie geht es um das Hinaufkommen, egal mit welchen Mitteln. Natürlich verfügen auch viele Frankenjurakletterer der Nachkriegsgeneration über ein enorm großes Freikletterkönnen. Dennoch gilt der Griff in den Haken, der Einsatz von Fiffi und Seilschwanz nicht als Unsportlichkeit. Der stete Wechsel zwischen Freiklettern, wo nötig, und technischem Klettern, wo möglich, ist allgemein akzeptierter State of Art. Die Zeit ist reif für einen Paradigmenwechsel.

Zum Wintersemester 1974, drei Monate nach dem Ende seines Wehrdienstes, schreibt Kurt sich an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen ein. Er studiert Biologie und Chemie, besucht Vorlesungen zur „Evolution“ und über „Wälder und Forsten in Bayern“. Es dauert nicht lange, bis er bemerkt, dass anorganische und analytische Chemie sehr viel Lernarbeit erfordern. Er lässt sein Studium ein Jahr ruhen, dann wählt er die Kombination Mathematik und Physik auf Lehramt Realschule. Das fällt ihm deutlich leichter. In den folgenden Jahren beschäftigt sich Kurt unter der Matrikelnummer 322977 ohne viel Aufwand mit Algebra und Zahlentheorie, Geometrie, Mechanik, Elektrodynamik, Kernphysik und elementarer Quantentheorie. Und lebt dabei getreu der Einsicht, dass es Hauptsache ist, die Nebensachen ernst zu nehmen – sein Leben dreht sich ganz ums Klettern.

Kurts und Horsts Vater Alfred ist inzwischen Leiter der Nürnberger Niederlassung von Langnese-Iglo geworden, einem Zusammenschluss von Langnese Eiskrem und dem Tiefkühlkosthersteller Iglo. Das Betriebsklima ist sehr gut, weil Alfred nach einer Maxime agiert, die er seinen Söhnen mitgibt: Du sollst Menschen nie in eine Schublade stecken. Immer wieder verschafft er Horst und Kurt Nebenjobs, mit denen sie ihre Bergleidenschaft finanzieren können. Zuletzt fahren die Brüder im 7,5-Tonner Tiefkühlkost oder, wenn Not am Mann ist, auch Eis aus. Die Kühlhausarbeiter des Unternehmens tragen Pullover, die den Kletterern gut gefallen. Dunkelblaue Strickpullis mit Kinnreißverschluss, auf deren Rücken das Firmenlogo prangt: „Langnese“ in blauer Schrift auf weißem Grund. Faserpelz- oder Funktionsjacken gibt es noch nicht. So dauert es nicht lange, bis jeder, der in der fränkischen Kletterszene etwas auf sich hält, einen Langnese-Pullover trägt. Das Eis dazu wird portionsweise, aber in großen Mengen genossen. Auf ihren Lieferrunden machen die Albert-Brüder gerne im Frankenjura

Halt: Wenn der Langnese-Laster auf dem Parkplatz steht, sind Kurt und Horst irgendwo am Fels.

Die Freundschaften, die vor einigen Jahren in der Jugend der Alpenvereinssektion Nürnberg entstanden, werden nach wie vor gelebt. Kurt, Wolfgang „Flipper“ Fietz, Reiner Pickl, Toni Erdenkäufer, Werner Popien, Werner Zinsmeister und etliche andere bilden eine Gruppe ebenso exzellenter wie ehrgeiziger Kletterer, denen das Herumturnen mit Fiffi und Seilschwanz langweilig geworden ist. Tatsächlich sind die Grenzen ausgereizt. Kurt und Flipper, die eine starke Seilschaft bilden, klettern im Pegnitztal, an den Haken ziehend, alle Routen zwischen den Massiven von Riffler und Hängendem Stein an einem Tag – das sind 16 Felsen mit gut 50 Routen. Um keine Zeit zu verschwenden, steigen sie zwischen den Stationen durch die Beifahrertür in Flippers VW Käfer ein. Weil sie angeseilt bleiben.

Die jungen Kletterer sind nun wild entschlossen, sich neuen Herausforderungen zu stellen. Und sie sehen die Felsen des Frankenjuras mit einem neuen Blick. Statt kraftmeierisch von Haken zu Haken zu hangeln, nehmen sie die Zwischenräume unter die Lupe: die scharfen Löcher, in die nur ein oder zwei Finger passen. Die kleinen Leisten, auf die man gerade das erste Fingerglied stellen kann. Runde Auflager, die der Hand ein wenig Reibung geben. Und wo überall diese neuen Kletterschuhe Halt finden mit ihrer Gummisohle! Diese blau-grauen EBs, Modell „Super Gratton“, hergestellt in Frankreich und weltweit vertrieben.

Komplexe Felsstrukturen werden mit einem Mal sichtbar. Als würde Stein zum Leben erweckt. Es ist wie ein kurzes Innehalten der Alpingeschichte, ein Moment der Konzentration und der Neubesinnung. Dann gibt es für die jungen Kletterer kein Halten mehr. Die Trittleiter bleibt von nun an daheim. Kraft und Kletterkönnen, seit Jahren trainiert, werden in freie Kletterei investiert. Weder alte noch neue Routen sind vor dem entfachten Ehrgeiz sicher. Als wären die Kletterer über Orte und Zeiten hinweg in einen Wettkampf verstrickt, wird eine Tour nach der anderen „befreit“: Die muss doch frei gehen, und die, und die ... Und wenn die freie Begehung gelungen ist, klopft man aus den Hakenrasseln, in denen auf jedem Meter Eisenstifte stecken, die alten Haken heraus, weil die junge Generation ein Zeichen setzen will für die Wachablösung, die gerade stattfindet.

Ihr Handeln wird begünstigt durch eine stille Revolution, die seit einigen Jahren stattfindet: die Verbesserung der Kletterausrüstung. Sie erlaubt es



Mit „Fiffi“, Seilschwanz und vielen Haken wird in den 1950er-Jahren das technische Klettern auch im Frankenjura perfektioniert.

niert. In Zusammenarbeit mit dem Unternehmen Edelrid entwickelt er ein Multisturzseil, das Mitte der 1960er-Jahre auf den Markt kommt.

Auch in Sachen Absicherung tut sich etwas. Der Bauingenieur Oskar Bühler aus Nürnberg konstruiert Mitte der 1960er-Jahre einen Haken aus rostfreiem Edelstahl, der in den Fels zementiert wird. Seine Form soll es dem Kletterer im Notfall erlauben, mit zwei Fingern in den Haken greifen oder daran abseilen zu können. 2500 Haken setzt Bühler im Frankenjura. Bis ins hohe Alter hängt er stundenlang in den Wänden, im selbst genähten Klettergurt aus Feuerwehrschräuchen. Er leistet damit einen Beitrag zur Sicherheit des Kletterns und zur Entwicklung des Sportkletterns, der gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Doch nicht alle finden dies erbaulich. In der Nürnberger A.G. Teufelskralle – benannt nach der Pflanzengattung der in alpinen Höhenlagen wachsenden *Phyteuma* – haben sich über 20 Männer zu einem Eliteverein zusammengeschlossen. Frauen ist der Beitritt nicht gestattet. Wer Mitglied werden

den Aktiven, deutlich höhere Risiken einzugehen. Weil sie nicht mehr befürchten müssen, dass ein Seil reißt. Dass ein Sturz erst am Boden endet, weil die Sicherung versagt. Oder dass einem das um den Brustkorb gebundene Seil die Luft- und Blutzirkulation abschnürt, wenn man nach einem Sturz frei hängt. Maßgeblich an der Entwicklung beteiligt sind drei Franken: Der Erlanger Fritz Sticht macht sich im Auftrag der Münchner Firma Salewa Gedanken über dynamische Sicherungstechniken, misst die bei Stürzen auftretenden Kräfte und erfindet die „Sticht-Bremse“, den Vorläufer moderner Sicherungsgeräte. Heinrich Opitz, ebenfalls aus Erlangen, ist der Erste, der Kenndaten für Seile wie Fangstoß, Anzahl der Normstürze und Seildehnung definiert.



Kürsberg 23. II. 66  
Liebe Bergkameraden von der „Teufelskralle“!  
Euren Brief vom 16. II. 66 habe ich erhalten. Ich war sehr erstaunt darüber, dass Sie sich doch, trotz der anfänglichen Berstehen der Abneigung gegen meine gementierten Haken überwinden sei. Die Stimmen der Befürwortung werden immer zahlreicher u. viel sind begeistert davon. Ich werde Euren Brief gewissenhaft beantworten. God, bitte, laßt mir Zeit dazu. Der „alpine Kleinkrieg“ wird nicht stattfinden, denn schließlich haben wir doch alle das gleiche Ideal: die Berge u. unseren herrlichen Klettersport.  
Mit Bergstürmergruß! Oskar Bühler

Mit dem „Bühler-Haken“ trägt Oskar Bühler maßgeblich zur Entwicklung des Sportkletterns bei. Nicht alle finden das erbaulich.

will, muss den VI. Schwierigkeitsgrad im alpinen Gelände beherrschen und einen jährlichen Leistungsnachweis erbringen. Das Kletterniveau der Gruppe ist hoch, die Zahl der gemeisterten Mittelgebirgs- und Alpenrouten nicht zu überschauen. Dem Zusammenschluss im Ganzen wohnt jedoch, so sehen das die jungen Kletterer, eine gewisse Überheblichkeit inne. Ein falscher Stolz auf eine alpinheroische Tradition, die das dem Klettern innewohnende Risiko nicht nur akzeptiert, sondern als unveräußerlichen Bestandteil geradezu feiert. In den Augen der Jungen sind das überholte Vorstellungen.

Als die Mitglieder der A.G. Teufelskralle sich in klassischen Routen immer öfter mit fehlenden Haken konfrontiert sehen, fühlen sie sich düpiert, in ihren Leistungen abgekanzelt. Was, ihr braucht den Seilschwanz, die Leiter? Seht her, es geht doch auch ohne Haken! Nicht selten kommt es an den Felsen zu Wortgefechten, ja auch zu Handgreiflichkeiten. So kann es nicht weitergehen. Schließlich stecken manche Haken seit Jahrzehnten, viele Kletterer sind auf sie angewiesen. Und in der Tat scheint es auch manch jungem Freiklet-

terer ein zu selbstherrliches Signal zu sein, alle frei gekletterten Routen auszunageln. Ein Zeichen des neu erwachten Sportgeistes aber muss, soll, will gesetzt werden. Doch was für eines? Und wo, und wie?

Im Frühjahr 1975 malt Kurt an den Einstieg des „Adolf-Rott-Gedächtnisweges“ (VI+) am Streitberger Schild einen roten Punkt. Es ist der erste überhaupt. Vermutlich, denn einige seiner Weggefährten sind der Meinung, die „Sackwand“ (VII) am Roten Fels sei als erste so gekennzeichnet worden. Manches Detail verliert sich eben im Lauf der Geschichte. Es spielt aber auch keine Rolle, denn die Idee, einen neuen alten Begehungsstil zu definieren, entsteht über eine gewisse Zeit hinweg in vielen Köpfen. Sie kommt nicht aus heiterem Himmel. Sie ist keine Erfindung, kein Geniestreich eines Einzelnen. Sondern das Ergebnis vieler Beobachtungen, Erfahrungen, Überlegungen und Diskussionen, auch manchen Streits, die über Jahre hinweg stattfanden. Das eigentlich Bemerkenswerte und Epochale ist: Es gibt zur richtigen Zeit am richtigen Ort eine Gruppe junger Menschen, die offen ist für diese Entwicklung. Und es gibt an deren Ende ein Ergebnis – den „Rotpunkt“.

In einem programmatischen Text mit dem Titel „Ein Jahr Rotpunkt im Frankenjura“, der in Ausgabe 8/1977 der Zeitschrift „Alpinismus“ erscheint, schreiben Kurt Albert und Reiner Pickl: „„Rotpunkt am Beginn eines Kletterweges bedeutet, es ist möglich, den Anstieg ohne Benutzung der Haken als Griffe oder Tritte oder sonstiger Hilfsmittel, die der Schwerkraft entgegenwirken, in freier Kletterei zu bewältigen. Haken, Legeschlingen, Klemmkeile usw. dienen also nur zur Sicherung, es darf auch nicht daran ausgeruht werden, gleich wenn man danach in die alte Kletterstellung zurückkehrt! (Der letzte Satz bedeutet eine Verschärfung der sächsischen Kletterregeln, die ja Haken und Legeschlingen als Ruhepunkte erlauben.)“

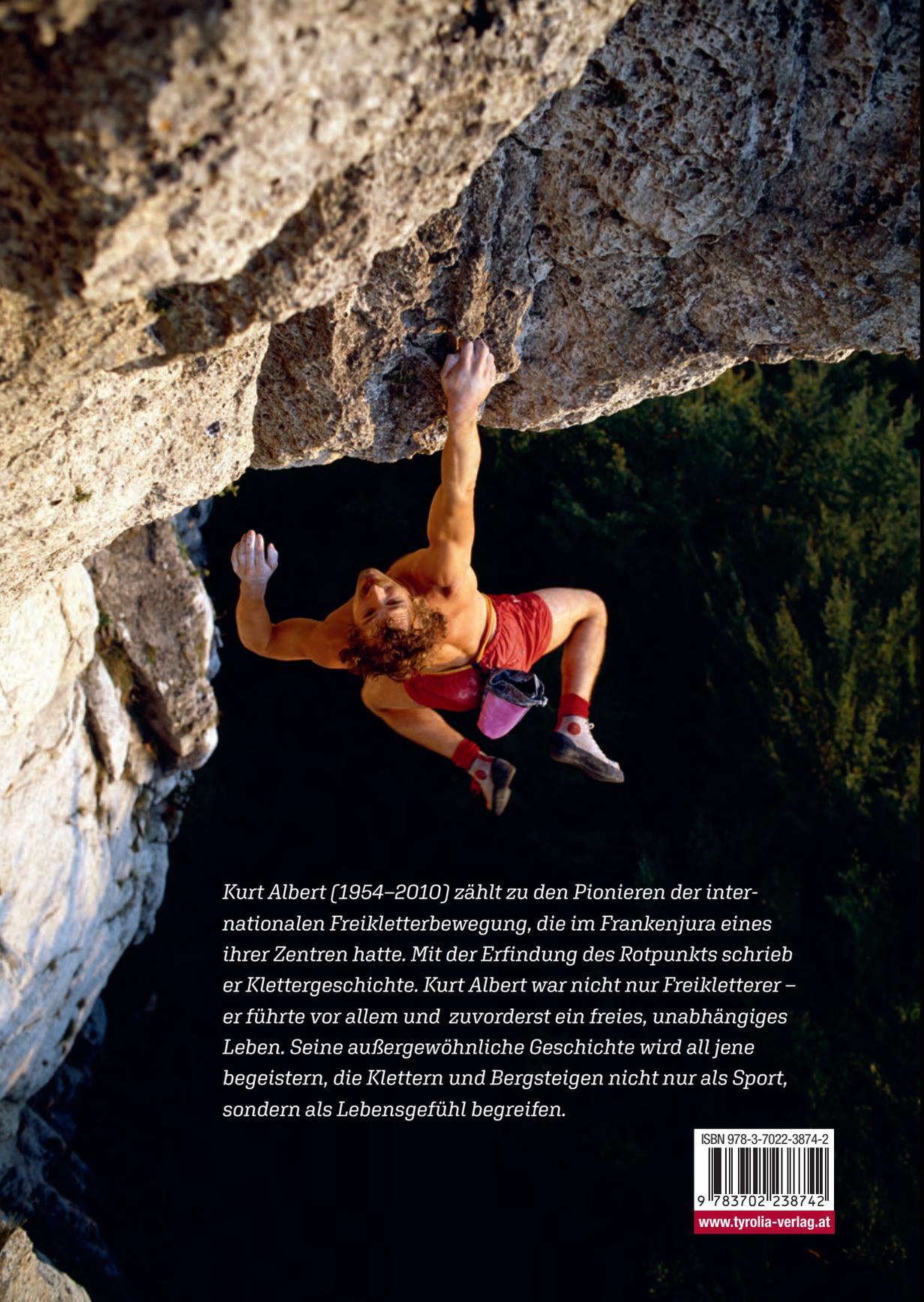
Dieser Satz, den wir, eine Gruppe fränkischer Kletterer, in die Wandbücher einiger vielbegangener Kletterwege des Frankenjuras schrieben, vor allem aber die kleinen roten Punkte erhitzen die Gemüter zahlreicher Kletterer. Der Rotpunkt stieß auf heftigste Kritik. Viele Kletterer sahen nur noch rot und verkannten die Idee, die dahintersteckt. War die Punktiererei ein neuer Spleen, eine Schikane gedankenloser Schmierfinken? Keineswegs, es stecken reife Überlegungen und Diskussionen dahinter. (...)

Also begannen wir, und werden damit fortfahren, bereits vorhandene Anstiege der fränkischen Jurafelsen in völlig freier Kletterei – „auf Rot-

punkt‘ – zu versuchen. Die so begangenen Routen werden mit einem roten Farbpunkt markiert. (...) Wir haben erkannt, dass nur beim Einhalten solcher Regeln eine Steigerung im Klettern erreicht werden kann! Endlich sehen alle, Freund wie ‚Feind‘, was für märchenhaft schöne Freiklettermöglichkeiten es im Frankenjura gibt. Um zu zeigen, was das Wort ‚Klettern‘ wirklich bedeutet, haben wir diese Punkte angebracht.“

Ganz im Stil der Zeit nennt sich die Gruppe junger Freikletterer, die an den Felsen des Frankenjuras aktiv ist, „IG Rotpunkt“. Der Name dieser Interessengemeinschaft entsteht eher beiläufig. Die Kletterer nehmen alljährlich an der „Stärzelkärwa“ teil, die auf einer Wiese bei Gasseldorf stattfindet. Dabei treten Mannschaften von fünf Leuten gegeneinander an, um mit Steinen auf Bierdosen zu werfen, die in zwölf Meter Entfernung auf ein Meter hohe Stöcke platziert werden. Da jede Mannschaft einen Namen braucht, fällt in angeheiteter Runde der Vorschlag „IG Rotpunkt“. Eine Schnapsidee. Um ihren Standpunkt für jeden sichtbar zu machen, tragen die Mitglieder dieser Interessengemeinschaft bald darauf blaue Sweatshirts, auf deren Vorderseite ein roter Punkt prangt. Um diesen herum steht in weißer Schrift „Free Climbing“ und „Sport Erdenkäufer-Falk“. Armin Erdenkäufer, ein Vertreter alter Kletterschule, den neuen Ideen gegenüber aber durchaus aufgeschlossen, und Besitzer eines Nürnberger Sportgeschäfts, hat die Pullover finanziert. Auch Kurt trägt einen, wenn er am Fels ist.

Noch ahnt niemand in der Clique, auch nicht Kurt selbst, dass sein Name bald weltweit mit dem Rotpunkt-Gedanken verknüpft sein wird. Zwar ist er derjenige, der die schwierigsten Routen schafft und dafür den größten Respekt erfährt. Ein herausragend ästhetischer Kletterer ist er allerdings nicht. Sein Stil ist eher effizient denn elegant. Auch Beweglichkeit und Geschmeidigkeit sind keine Eigenschaften, die ihn auszeichnen würden – dafür verfügt er über Monsterkräfte. Doch das ist nur die Oberfläche. Das wirklich Besondere ist, dass Kurt sich nicht als besonders betrachtet. Er ist nicht Primus inter Pares, er ist Gleicher unter Gleichen und hat es nicht nötig, seinen Status mit Arroganz und Überheblichkeit zu festigen. Er ist einer von vielen, die mit einem Topf roter Farbe und Pinsel, später mit Sprühdose, und einer runden Schablone mit acht Zentimeter Durchmesser unterwegs sind. Gut zwei Jahre lang kennzeichnen die fränkischen Freikletterer ihre Routen mit einem Rotpunkt. Welche weltumspannende Wirkung diese Idee haben wird, kann sich keiner von ihnen vorstellen.



*Kurt Albert (1954–2010) zählt zu den Pionieren der internationalen Freikletterbewegung, die im Frankenjura eines ihrer Zentren hatte. Mit der Erfindung des Rotpunkts schrieb er Klettergeschichte. Kurt Albert war nicht nur Freikletterer – er führte vor allem und zuvorderst ein freies, unabhängiges Leben. Seine außergewöhnliche Geschichte wird all jene begeistern, die Klettern und Bergsteigen nicht nur als Sport, sondern als Lebensgefühl begreifen.*

ISBN 978-3-7022-3874-2



9 783702 238742

[www.tyrolia-verlag.at](http://www.tyrolia-verlag.at)